

Rundfahrt durch die City of Music

Neben dem Digitalradio und dem Smartphone liegt der aktuelle Veranstaltungskalender auf dem Tisch. Es läuft viel in meiner Stadt: Kammermusik, Orchesterkonzerte mit Renaissance- oder Barockmusik, klassischer oder romantischer Musik, aber auch immer öfter Programme quer durch die Epochen, klug gemixt mit Texten oder Szenen, Konzerte an ungewohnten Orten und zu wenig üblichen Zeiten. Auch an Wochentagen hat, wer einen Jazz-, Rock- oder Pop-Act besuchen will, die Qual der Wahl. Die Volks- und Ethnomusik hat ihre regelmässig bespielten Orte. Die Clubs mit synthetischen Sounds wechseln fast wöchentlich. Zählt man noch die im jetzigen Moment via Computer greifbaren Radio- und Fernsehprogramme und die verfügbaren Streaming-Plattformen dazu, dann wird das verfügbare Musikangebot unübersichtlich.

Nicht nur in der Musik, auch in der Bildenden Kunst und der Literatur wird in den letzten Jahren und Jahrzehnten oft von Stilpluralismus gesprochen. Das hängt einerseits mit der heutigen dokumentarischen Situation zusammen, andererseits aber auch mit dem regen kulturellen und kommunikativen Umfeld, in dem wir leben.

Dessen ungeachtet sind Stilbegriffe im Bezug auf das 20. oder das 21. Jahrhundert weniger eindeutig als beispielsweise für die Musik der Wiener Klassik, die sich dem heutigen Hörer als harmonisch, melodisch, rhythmisch und aufführungstechnisch viel einheitlichere Tonsprache präsentiert. Die Reaktion auf diese für Musikinteressierte eigentlich luxuriöse Situation ist oft die Einigelung in einen Mikrobereich. Dies spiegeln Begründungen wie „Darin kenn' ich mich einigermaßen aus“ wider oder – häufig bei jungen Erwachsenen zu beobachten – abfällige Bemerkungen wie „Alles andere ist Mist“ gegebenenfalls auch in den Spielarten „Bei so viel Produktion muss der grösste Teil Mist sein/ein Grossteil ist eh mehr Lärm als Musik“.

Die Einteilung von Musik in Kategorien wie E- und U-Musik befördert diese Vorurteile. Ein Modell, das diese unfruchtbare Diskussion auf andere Bahnen lenkt, ist die „City of Music“:

Notwendigerweise stark vereinfachend, vergleicht sie die aktuelle musikalische Umwelt in Europa mit einer Grossstadt, die über tausend Jahre alt und in den letzten hundert Jahren rasch gewachsen ist. Sie besteht aus vier grossen Quartieren:

1. Eine durch einen Fluss geschützte Altstadt, die der traditionellen europäischen Kunstmusik entspricht.
2. Das Jazzquartier, dessen Anfänge in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zurückreichen. Das Quartier besteht mehrheitlich aus Instrumentalmusik und ist am einfachsten erkennbar an Instrumenten wie Saxophon und Jazz-Schlagzeug.
3. Das Rockquartier, das vorwiegend aus instrumental begleiteter Vokalmusik besteht und am Sound von mikrofontgestütztem Gesang, E-Gitarre und elektronischem bzw. synthetischem Instrumentarium erkannt wird.
4. Das Ethno- und Technoquartier, entstanden in den 1980er Jahren. Ethno beinhaltet die traditionelle Musik der Welt (einschliesslich der Volksmusik Europas) auf dem entsprechenden Instrumentarium bzw. mit den dazugehörigen Gesangsstilen, während Techno die Musik der Zeiten und Welten synthetisch aufmischt und mit digitalen Verfahren verarbeitet.

Das einzelne Musikstück entspricht in diesem Vergleich dem Zimmer eines Hauses. Klassik-, Jazz-, Rock-, Ethno- und Technostile wie Renaissance, Hard Bop, Soul, klassische nordindische Musik oder Dancefloor entsprechen einem Haus bzw. einem Häuserblock. Die Bezeichnung „Pop(musik)“ fehlt in

dieser Übersicht, da sie im deutschsprachigen Raum bis heute oft als Synonym für „Rockmusik“ gebraucht wird und daher in all ihren Bedeutungen missverständlich ist. Ausserdem gibt es von den verschiedensten Stilen „poppige“ Ausgaben. Aus diesem Grund setzt sich der angloamerikanische Sprachgebrauch zunehmend durch, nicht zuletzt auch deshalb, weil er als (nicht stilgebundene) Bezeichnung für populäre Musik weniger verwirrend ist: So gesehen gibt es in jedem „Stadtteil“ Popmusik, von der Mondscheinsonate bis zum Techno-Pop. Von daher wird in diesem Kontext Popmusik nicht zur Unterscheidung von musikalischen Sprachen, sondern von Hörverhalten, das in der Quantität der Hörenden deutlich wird, sowie für Produktionsabsichten benutzt. Im Plan der „City of Music“ lässt sich Popmusik etwa in Form von Kiosken, die in jedem Stadtteil ihre Filiale haben, darstellen.

Die „City of Music“ ist aber im heutigen Alltag nur eine wirkliche Orientierungshilfe, wenn sie die bedeutendsten aktuellen Stile, die präsentesten, aufzeigt und das für die Region, in der ich mich befinde. Eine stimmige „City of Music“ für Europa sieht komplett anders aus als eine vergleichbare für Indien oder Afrika. Die City der 1990er Jahre nannte andere wichtige Stile als die Stadt von heute. Wie es Stadtpläne in sehr grossen oder sehr kleinen, detaillierten Massstäben gibt, kann auch die „City of Music“ pro Quartier vier oder fünf Stile angeben oder eben ein viel differenzierteres Bild unserer musikalischen Umwelt zeichnen. Auf die Lernenden angepasst ist dieser Massstab, wenn sie die Unterschiede zwischen den aufgeführten Stilen mit vernünftigem Aufwand selber herausfinden. Unsere Kultur hat sich verändert. In hundert Jahren hat sich die „City of Music“ aus einer Kleinstadt, der Altstadt, zu einer modernen Grossstadt entwickelt. Was hat zu dieser Entwicklung beigetragen? Der bedeutendste Motor waren die Medien, die in vier Wellen die „City of Music“ erweiterten: Seit den 1920er Jahren durch Radio, Schallplatte und Film, seit den 1950er Jahren durch Fernsehen, Tonband, Langspielplatte, Transistorradio, Kassettentonband, seit den 1980er Jahren durch Lokalradios, Satellitenfernsehen, Compact Disc, Videokassette und schliesslich seit der Jahrtausendwende durch Computer, DVD-/Blu-ray-Recorder, Internet und multifunktionale Mobiltelefone.

Der Grundgedanke der City ist, das musikalische Angebot zu einem aktuellen Zeitpunkt zu scannen und die häufigsten Nennungen in einen Stadtplan zu übertragen.

Als didaktischer Einstieg in die „City of Music“ kann in der Gruppe ein Zimmer und ein Musikstück beschrieben werden. Leicht feststellbar wird sein, dass die „City of Music“ das Beschreiben von Musik nicht ersetzt. Im Gegenteil: Sie schafft einen geeigneten Rahmen dafür. So wie es mir bei der Beschreibung eines Zimmers hilft, wenn ich die Funktion benenne – also Badezimmer oder Küche – steckt die Stilbezeichnung – etwa Hard Bop oder Dixieland - einen Rahmen, innerhalb dessen ich das individuelle Musikbeispiel in relativ kurzer Zeit nachvollziehbar beschreiben kann.

Ziel ist ausserdem, Musik als ein Phänomen erlebbar zu machen, das über rein musikalische Aspekte hinausgeht: Auch ökonomische Zusammenhänge, das Verhältnis vom Produzenten zum Publikum, musikalische Qualitätsbegriffe und vor allem die eigenen Vorlieben sollen angesprochen und reflektiert werden.

Die einzelnen Quartiere in Stichworten

Bei einer Rundfahrt durch die City helfen mir die kompakten Kurzangaben, erste Orientierungspunkte zu finden und mir so eine Übersicht über die gesamte Stadt zu verschaffen. Die aufgeführten Musikbeispiele sind mehrheitlich auf Plattformen wie Youtube oder iTunes im Netz abrufbar.

1. Europäische Kunstmusik (ca. 1000 bis heute)

Dieser Stadtteil ist hauptsächlich erkennbar am europäischen Instrumentarium (Klavier, Violine) bzw. dessen europäischer Spiel- oder Gesangsweise (europäisches Kunstklangideal, „Operngesang“).

Mittelalter

Die einzelnen Stimmen sind gleichberechtigt eingesetzt und verschieben sich oft parallel. Keine oder kleine Rollenteilung zwischen Melodie und Begleitung, z.B. *Pérotin*: „Viderunt omnes“ The Hilliard Ensemble. Instrumentarium: Gesang (= Gregorianisches Graduale aus der Liturgie des weihnächtlichen Mess-Propriums).

Barock

Das Solo bildet sich heraus. Starke Unterscheidung zwischen Solo-Stimme (beispielsweise einer Opernarie) und (dünnen) Begleitakkorden (beispielsweise des Cembalos), die in Terzschichtung aufgebaut sind. Beispiele: *Georg Friedrich Händel*: „Halleluja“ aus dem Oratorium „Der Messias“. Instrumentarium: Gesang, Holz- und Blechbläser, Streicher, Schlagwerk; *Georg Friedrich Händel*: „Feuerwerksmusik“. Die LP von Lorin Maazel wurde 1966 mit einer Platin-Schallplatte ausgezeichnet. *Georg Philipp Telemann*: „Rezitativ aus der Kantate Nr. 27“. Telemanns gigantisches kompositorisches Gesamtwerk umfasst ca. 40 Opern, 35 Oratorien, 12 Jahrgänge kirchlicher Kantaten, 600 Orchestersuiten u.v.m. Er gilt als der produktivste Komponist aller Zeiten. Instrumentarium: Gesang, Cembalo.

Klassik/Romantik

Die Musik wird noch immer von einer Solostimme getragen. Die Begleitung ist aber vielschichtiger geworden; sie schafft eigenständige Stimmungen, „beantwortet“ das Solo, z.B. *Wolfgang Amadeus Mozart*: „Konzert für Klarinette und Orchester“, KV 622. Stil: Klassik; *Ludwig van Beethoven*: „9. Sinfonie, 4. Satz“. Instrumentarium: Gesang, Streicher-, Holzbläser, Schlagwerk.

20. Jahrhundert

Auflösung der traditionellen Gestaltungsprinzipien (harmonischer Aufbau, teilweise auch Solostimme-Begleitung). Einbezug von geräuschhaften Klängen. Unterscheidung zum Freejazz: Traditionelle Klangvorstellung (z.B. Belcanto) und Notation-Komposition im Gegensatz zur freien Improvisation, z.B. *Hanns Eisler*: „Vierzehn Arten den Regen zu beschreiben“ (1941); *Bill Fontana*: „Ohrbrücke Köln – San Francisco“ (1994), ab Minute 8'15". Instrumentarium: Hafen-, Stadt- und Tiergeräusche von Köln und San Francisco.

2. Jazz (seit 1920)

Das europäische Instrumentarium wird ergänzt durch Saxophon und Jazz-Schlagzeug. Der Klang ist geprägt von Blasinstrumenten und von einer expressiven „uneuropäischen“ Gesangs- und Spielweise. Als neue Orchesterform bildet sich die Bigband heraus. Vokalnummern sind – im Gesamten gesehen – in der Minderzahl.

New Orleans

Frühester Stil des Jazz, (1890-1928, vor allem in den 1920er Jahren, in den 1940er und 1950er Jahren New Orleans Revival). Two-Beat-Feeling (Betonung von Taktteil 1 und 3). Polyphones Geflecht von Klarinette, Trompete und Posaune, z.B. *Louis Armstrong*: „Willie the Weeper“ (1904, erste Aufnahmen in den 1920er Jahren). Stil: New Orleans/Dixieland. *Louis Armstrong*: „Hello Dolly“ (1964). Armstrong ist bis heute weltweit der bekannteste Jazzmusiker geblieben. Seine Aufnahme von „Hello Dolly“ rangierte ab den 1960er Jahren in den Hitparaden. Instrumentarium: Gesang,

Trompete, Klarinette, Posaune, Klavier, Kontrabass, Schlagzeug. Stil: New Orleans Jazz; *Jimmy's Brass Band*: „Struttin' With Some Barbecue“ (1975). Instrumente: Trompete, Klarinette, Posaune, Klavier, Banjo, Kontrabass, Schlagzeug. Stil: Dixieland.

Swing

Der Swing stammt aus den USA (Wurzeln 1920er und 1930er Jahre). Von der Bigband (Bläusersätze) getragener Sound. Das Arrangement nimmt einen viel grösseren Raum ein als die Improvisation. Walking Bass (alle vier Takteile sind gleich gewichtet), z.B. *Glenn Miller*: „Tuxedo Junction“ (1939, 1940 Nr. 1 Hit); *Fred Böhler*: „Black Clan Call“. Instrumentarium: Trompeten, Saxophone, Posaunen, Klavier, Gitarre, Kontrabass, Schlagzeug.

Bebop

Löste Anfang der 1940er Jahre den Swing als modernsten Jazzstil ab, Ursprung des „Modern Jazz“, Combo-Jazz. Improvisation ist wichtiger als Thema oder Arrangement. Im Gegensatz zum Freejazz aber noch harmonisch, form- und pulsmässig gebunden, z.B. *Dizzy Gillespie*: „Wee“ (Aufnahme 1953, LP Jazz at Massey Hall); *Tadd Dameron*: „Hot House“ (1945 komponiert, Aufnahme von 1953) Instrumente: Altsaxophon, Trompete, Klavier, Kontrabass, Schlagzeug.

Freejazz

Experiment, Improvisation, freie Kommunikation. Auflösung der traditionellen Gestaltungsprinzipien des Jazz, z.B. *Ornette Colemann*: „Free Jazz: A Collective Improvisation“ (1961). Instrumentarium: 2 Schlagzeuge, 2 Kontrabässe, 2 Trompeten, Altsaxophon und Bass-Klarinette; *Cecil Taylor*: „Jitney No. 2“ (1974, Aufnahme 1975). Instrument: Klavier.

Rockjazz

Auch Jazzrock oder Fusion genannt, bildete sich seit Mitte der 1960er Jahre aus, bis heute als Medienmusik (z.B. Jingles im TV) beliebt. Einbezug von Rockinstrumenten in den Jazz, vor allem E-Bass, Keyboard, E-Gitarre, (erweitertes) Schlagzeug, Stimme. Unterschiede zum Rock: Ausgedehntere Soli, komplexere, oft instrumental gespielte Themen, z.B. *Brecker Brothers*: „Some Skunk Funk“ (Live-Mitschnitt von den Leverkusener Jazztagen 2003, veröffentlicht 2005).

3. Rock (seit 1950)

Der Klang ist geprägt von elektrisch verstärkten bzw. elektronischen Klangerzeugern und Mikrophongesang. Die typische Ensembleform ist die Kleinform. Vokalnummern sind in der grossen Überzahl.

Rock'n'Roll

Rockige Tanzmusik. Kürzere Formen (Bluesform, Achttakter), z.B. *Jerry Lee Lewis*: „Blueberry Hill“ (1940); *Bill Haley and His Comets*: „Rock Around the Clock“ (1954). Rock-Produktion, die 25 Millionen Mal verkauft wurde; *Chuck Berry*: „No Particular Place to Go“ (1964). Instrumentarium: Gesang, E-Gitarren, E-Bass, Schlagzeug.

Beatmusik/Beat

Basiert auf dem amerikanischen Rock'n'Roll und dem britischen Skiffle, bekannteste Vertreter waren die Beatles. Liedhafter, weniger tanzmusikalisch als Rock'n'Roll. Der Text und erweiterte, teils aufgebrochene Liedformen stehen im Zentrum. Der Puls ist oft nicht streng im Sinne der Black Music durchgehalten, z.B. *The Beatles*: „A Day in the Life“ (1967); *The Beatles*: „Don't Let Me Down“ (1969). Instrumentarium: Gesang, E-Gitarren, E-Bass, Schlagzeug. Stil: British Beat.

Hardrock

Der satte, industrielle Klang von E-Gitarre und/oder E-Piano/E-Orgel sind zum Träger des Sounds geworden. Der Text rückt in den Hintergrund, die Stimme wird oft technisch verfremdet, z.B. *Deep Purple*: „Flight of the Rat“ (1970); *Led Zeppelin*: „Immigrant Song“ (1970). Instrumentarium: Gesang, E-Gitarren, E-Orgel (Keyboard), E-Bass, Schlagzeug.

Softrock

ist die weniger harte, rhythmisch vertikal betonte Sprache, die soundmässig mit denselben Mitteln arbeitet wie Hardrock. Die Konzeptalben des Beat haben die ausschweifenden Formen (Opern u.a.) des Hard- und Softrocks vorbereitet.

Funk

Rock- oder soulbetontere Variante des Jazzrock. Im Vordergrund: virtuose Bassriffs und expressive „schwarze“ Stimmen, z.B. *Tom Scott*: „He’s Too Young“ (1983). Instrumentarium: Gesang, Keyboard, E-Gitarre, E-Bass, Schlagzeug, E-Drums. Stil: Jazzrock/Funk.

Ethnorock

Einbezug von traditionellen Musikinstrumenten und Gestaltungstechniken der Welt in Rock. Erste Anklänge von Ethnorock: Beatles in Indien. Früher Ethnorockstil: Reggae. Noch aktueller Ethnorockstil: Hip Hop, z.B. *Paul Simon*: „Diamonds on the Soles of Her Shoes“ (1987). Instrumentarium: Gesang, E-Gitarre, E-Bass, Schlagzeug, Perkussion. Stil: Ethno- (Afro-)Rock; *Prince*: „Around the World in a Day“ (1985). Stil: Ethnorock.

4. Ethno und Techno (seit 1980)

Traditionelle (vor allem aussereuropäische) Instrumente und synthetische Klangerzeuger bestimmen den Klang. Die Vermischung von ehemals sich getrennt entwickelnden musikalischen Sprachen nimmt stark zu. Daneben entstehen Nischen, in denen traditionelle Musik der Welt – kurz vor ihrem endgültigen Verschwinden – live erlebt werden kann (z.B. Festivals).

Afrika

Naturnaher Klang der Instrumente und der menschlichen Stimme. Verzahnung von kleinräumigen rhythmischen und melodischen Formeln zu einem gewobenen, sich repetierenden Muster über einem metronom-ähnlichen Puls, z.B. *Thomas Roeders/Floris Leeuwenberg*: „FOLI – There is no movement without rhythm (2011); *Stella Chiweshe*: „Chipindura“ (1989). Instrumentarium: Gesang, Zanza, Xylophone, Trommeln. Stil: traditionelle afrikanische Musik. Herkunft: Simbabwe.

Orient/Indien

Reiche und subtile Ausgestaltung/Ornamentierung von melodischen und rhythmischen Motiven, horizontal angelegt, oft über einem stehenden Brodun-Klang. Leicht verlangsamender und beschleunigender Puls, z.B. *Dagar Duo*: „Dhrupad“ (2007). Instrumentarium: Gesang, Tanbura (Saiteninstrument), Pakhavaj (Trommel). Herkunft: Nordindien; *Tyagaraja*: „Etani ne“. Stil: Klassische indische Musik.

Asien

Starres, obertonarmes Klangideal für Instrumente (beispielsweise Stein- oder Gongspiele) und Stimme (chinesische Oper). Heterophonie, evtl. Pentatonik; kein durchgehender Puls, sondern rhythmische Einheiten von der Länge eines Atems, z.B. *Xianzu Tang*: „The Dream in Visiting the Garden“. Ancient Chinese Kunqu-Opera von ca. 1600. Instrumentarium: Gesang, Flöte,

Saiteninstrumente, Becken, Trommel. Herkunft: China; *Les Gamelans de Bali*: „Barong ou danse du kriss“ (1971). Stil : traditionelle südostasiatische Musik.

White Music

White Music ist die Musik der weissen Nordamerikaner. Es handelt sich dabei um populärere, kommerziellere Formen der europäischen Kunst- und Volksmusik seit etwa 1850, angereichert mit Jazz- und Rockklängen: Country Music, Musical, z.B. *Gene Pitney*: „The Man Who Shot Liberty Valance“ (1962). Instrumentarium: Gesang, Violine, Gitarre, Bass, Kleine und Grosse Trommel.

Black Music

Afroamerikanische Music, vor allem der schwarzen und weissen Nordamerikaner. Es handelt sich dabei um europäisierte Formen traditioneller afrikanischer Musik. Blues, Spiritual etc. mischen afrikanische Expressivität/Klangvorstellungen mit europäischen und amerikanischen Musikinstrumenten und Liedformen, z.B. *John Lee Hooker*: „Boogie Chillun“ (1948 komponiert, aufgenommen 1972). Instrumentarium: Gesang, Gitarre; *The Harlem Christian Tabernacle Church Choir*: „Everytime I Feel the Spirit“.

Latin Music

Latin Music ist das südamerikanische Pendant zur Black Music. Es ist die Musik der schwarzen und weissen Südamerikaner. Es handelt sich um Mischformen, die aus europäischen (Harmonik, Liedformen), afrikanischen (Expressivität) und indianischen (Perkussionsinstrumente) Sprachen entstanden sind, z.B. *Trinidad All Stars*: „Thunder Coming“. Instrumentarium: Steeldrums, Schlagzeug; *Flaco Jimenez*: „Yo Quisiera Saber“ (1988).

Europa

Volksmusik von Nordschottland bis Südsizilien und von Portugal bis Griechenland: Harmonik, Metrum, Liedform. Europäisches Instrumentarium, teils ruppiger gespielt als in der Kunstmusik, z.B. *Moravské Písne*: „Pod sable“ (1968). Stil: Europäische Volksmusik.

Techno

Synthetisch hergestellte Musiksprache, die Gestaltungsprinzipien der Musik der Welt verarbeitet, z.B. *Short Circuit*: „Attack“ (1993). Instrumentarium: Stimme, Synthesizer, Drum-Computer; *Kraftwerk*: „Computerwelt“ (1981). Stil: House/Techno.